

A. GRUNDLAGEN

„That which is now called an University, is a Joyning together, and an Incorporation under one Government of many Publique Schools, in one and the same Town or City. In which, the principal Schools were ordained for the three Professions, that is to say, of the Romane Religion, of the Romane Law, and of the Art of Medicine. And for the study of Philosophy it hath no otherwise place, then as a handmaid to the Romane Religion: And since the Authority of Aristotle is onely current there, that study is not properly Philosophy, (the nature whereof dependeth not on Authors,) but Aristotelity.“

(Thomas Hobbes, Leviathan. 1651, Cap. XLVI)¹

„L'Université est la fille aînée des rois de France, et très aînée; car elle a plus de neuf cents ans; aussi rêve-t-elle quelquefois.“

(Montesquieu, Lettres Persanes. 1721, Lettre CIX)

*„Die Universität [sc. Tübingen] war kaum mehr als eine Klopf-
fechterschule, der Theologie, der Rechtsgelehrsamkeit, der Pe-
danterey, des Schulgezänks und der Unwissenheit. Sie war noch
bis aufs Jahr 1774 die Satyre der Sachsen und der übrigen deut-
schen Nationen“.*

(Anselmus Rabiosus [= Wilhelm Ludwig Wekhrlin], Reise
durch Ober-Deutschland. Salzburg/Leipzig 1778)

I. EINLEITUNG

Wenn zwei der bekanntesten politischen Denker des 17. und 18. Jahrhunderts dem Universitätswesen ihrer Zeit Erstarrung im *Aristotelismus*² und gelegentliche ‚Schläfrigkeit‘ attestierten, so wären sie mit dieser Einschätzung auch in späteren Zeiten nicht alleine gestanden. Und die vernichtende Beurteilung der

1 Zu Entwicklung und Hintergründen von Hobbes' Beurteilung der Universitäten cf. die abwägende Darstellung von SERJEANTSON 2006, zum Zitat und dessen Kontext bes. S. 122–126. Dabei stieß im Übrigen Hobbes' Aristotelismus- und Universitätskritik – zumal sich seine diesbezüglichen Äußerungen ohnehin je nach politischem Kontext immer wieder veränderten – selbst in England keineswegs auf ungeteilte Zustimmung.

2 Der Begriff „*Aristotelismus*“ ist in seiner Anwendbarkeit auf die frühneuzeitlichen philosophischen Denksysteme, insbesondere in ihrer universitären Ausprägung, nicht unumstritten, cf. exemplarisch VON GREYERZ 2012, bes. S. 184 ff., und HUNTER 2006, S. 36–43. So wurde etwa eingewendet, dass es einerseits nie und nirgends ein einheitliches ‚aris-

Tübinger Universität vor den ‚Reformen‘ Herzog Carl Eugens von Württemberg³ ist nur eine von vielen Beispielen derartiger Universitätskritik, die im Laufe des 18. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum geäußert wurde. Wenn gleich, wie die Zitate andeuten, derartige Kritik am Hochschulwesen ein europaweites und epochenübergreifende Phänomen war, so unterschieden sich die Inhalte je nach zeitlichem Kontext und den spezifischen Strukturen des Universitätswesens.

Die konfessionell gebundenen, territorialstaatlich ausgerichteten *Landesuniversitäten* des Alten Reiches – das heißt, vornehmlich die protestantischen –, ihre Inhalte, Rituale und Wertvorstellungen waren jedenfalls schon für aufgeklärte Beobachter des 18. Jahrhunderts eine Zielscheibe von Kritik und Spott.⁴ Die Entstehung der Universitätshistoriographie im ausgehenden 18. Jahrhundert mit ihren führenden Köpfen Johann David Michaelis und Christoph Meiners kann durchaus als Reaktion auf diese Kritik und ‚Krise‘ gedeutet werden.⁵ Inwiefern

totalisches‘ philosophisches System gegeben habe, schon gar nicht im interkonfessionellen, -territorialen oder -universitären Vergleich. Zudem sei das, was gerne als ‚scholastischer Aristotelismus‘ bezeichnet werde, in der Realität oft in Interaktion und Durchmischung mit anderen Philosophiesystemen gestanden. Sofern in vorliegender Studie *Aristotelismus* als Begriff Verwendung findet, soll damit vor allem die intensive Bezugnahme frühneuzeitlicher Universitätslehre auf die aristotelische Philosophie bis weit ins 17. und teilweise 18. Jahrhundert – auch in Tübingen – markiert werden. Dass hinter diesem Rekurs weder ein einheitliches System noch womöglich überhaupt ‚echtes‘ aristotelisches Gedankengut stecken musste, sei unbestritten.

- 3 Ganz offenkundig diente diese Negativfolie auch dazu, den Maßnahmen Carl Eugens um so größeren Glanz und Wirksamkeit zuzuerkennen, wie denn überhaupt Person und Politik des Herzogs von Wehrlin sehr wohlwollend, dagegen die traditionellen Strukturen und Eliten im Herzogtum Württemberg äußerst abwertend geschildert wurden, cf. insgesamt WEHRLIN 1778, S. 97–138.
- 4 FÜSSEL 2012; DERS. 2010A, bes. S. 47–50 und 61–63; DERS. 2008, bes. S. 208–217; DERS. 2007A, bes. S. 443–449. Dass es mindestens seit dem 16. Jahrhundert eine spezifische (über die allgemeine Gelehrtenkritik hinausgehende) Universitätskritik gegeben hat, belegt WEBER 2008, S. 128–135, sowie allgemein auch GRIMM 1998; KOŠENINA 2003. Auch der sogenannte „*Universitäts-Bereiser*“ Friedrich Gedike verfasste 1789 auf seiner Reise im Auftrag des preußischen Königs meist wenig schmeichelhafte Berichte über die zahlreichen (protestantischen) Hochschulen des Alten Reiches: FESTER 1905 (der Bericht über die Universität Tübingen auf S. 59–67). Typisch an dieser Universitätskritik ist zudem, dass sie nicht selten von Professoren selbst geäußert wurde. So wurde etwa das Bild über die Universität Rinteln im 18. Jahrhundert lange Zeit durch die scharfzüngige Kritik des Rintelner Mathematikprofessors Thomas Abbt geprägt, cf. SCHORMANN 1982, S. 3, 250–253, 304.
- 5 FÜSSEL 2010A, S. 72 f.; ASCHE/GERBER 2008, S. 162 f.; ähnlich ASCHE 2012, S. 188, mit Anm. 11. Diese ‚Krisenstimmung‘ äußerte sich u. a. in vielfältigen Reformbemühungen und -gutachten an zahlreichen Universitäten, cf. für Tübingen WANDEL 1981, S. 99–121; DERS. 1977; SCHÄFER 1969, S. 3 f.; für Mainz das edierte Gutachten bei MATHY 1977, S. 141–148 sowie auf S. 138 mit Anm. 2, der Verweis auf weitere Reformgutachten; allgemein HAMMERSTEIN 2007.

die Kritiken und Satiren realitätsgetreu waren oder nur die immer gleichen *topoi* reproduzierten, ist noch eine ganz andere Frage.⁶ So ist etwa vor einiger Zeit im Hinblick auf die Universität Jena argumentiert worden, dass die dort von landesherrlicher Seite im 18. Jahrhundert häufig verwendete „*Krisenrhetorik*“ nicht unbedingt auf reale Probleme der Universität in dieser Zeit hindeutet, sondern vor allem als Legitimationsinstrument für weitgehende Eingriffe in universitäre Angelegenheiten diene.⁷

Die (protestantische) Universitätshistoriographie des späten 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts – verkörpert durch Personen wie Franz Eulenburg,⁸ Ewald Horn,⁹ und Friedrich Paulsen,¹⁰ um nur die wichtigsten zu nennen – hat jedenfalls diese negativen Urteile über orthodoxe Engstirnigkeit und wissenschaftliche ‚Erstarrung‘, über die Berufung unqualifizierter Kandidaten im System von *Familienuniversität* und altständischem Klientelismus, über ‚sinnlose‘ Streitereien um Rang, Ehre oder Rechtgläubigkeit sowie generell die Behauptung der wissenschaftlichen Bedeutungslosigkeit fast aller frühneuzeitlichen Hochschulen meistens fortgeschrieben und ihnen so langanhaltende Wirkung verschafft.¹¹

Freilich waren derartige Negativurteile im 19. Jahrhundert generell nicht selten und wurden eben nicht nur auf das frühneuzeitliche, sondern gerade auch auf das gleichsam erst im Übergang von der *Vormoderne* zur *Moderne* befindliche zeitgenössische Universitätswesen angewendet. Speziell für die Universität Tübingen sei nur verwiesen auf die bekannten Lebenserinnerungen Robert von

6 Recht kritisch im Bezug auf den ‚Realitätsgehalt‘ der universitäts- und bildungskritischen Literatur des 17. Jahrhunderts, die sich im 18. Jahrhundert unter Entfernung der meisten religiösen Bestandteile fortsetzte, bereits EVANS 1981, S. 171–173; ähnlich, unter Verweis auf die Forschungen Roy Steven Turners, SCHUBRING 1991, S. 276.

7 WALLENTIN 2009, S. 393.

8 EULENBURG 1904.

9 HORN 1893; DERS. 1897.

10 PAULSEN 1885 (mehrere Neuauflagen).

11 Dazu zuletzt etwa ASCHE 2012, S. 185–191; SCHINDLING 2009, S. 3f. und 17f.; cf. auch DERS. 1999, S. 50; instruktiv auch FRIJHOFF 2005, bes. S. 158–163; weiter PALETSCHEK 2001A, S. 1–5. Generell zur protestantischen Universitätshistoriographie um 1900 als ‚Selbstvergewisserung‘ in einer Umbruchzeit sowie ihrem nachhaltigen Fortwirken cf. ASCHE/GERBER 2008, S. 163–168, 170f. Wie lang und breitenwirksam diese Urteile die Forschung geprägt haben, zeigen etwa Äußerungen eines amerikanischen Universitätshistorikers aus dem Jahre 1980 über die ‚deutschen‘ Universitäten um 1700: „*Here we enter into a somber landscape, filled with decayed universities in the full grip of crisis and decline. German universities probably never came closer to extinction than at the beginning of the eighteenth century. Formal, empty, and frightened of new ideas, they provoked ridicule and anger even among their own dwindling band of graduates.*“ (MCCLELLAND 1980, S. 26; cf. auch ebd., S. 27–33, die Beschreibung des Universitätswesens um 1700, die fast alle klassischen Merkmale für eine negative Beurteilung enthält).

Mohls, der seine Tübinger Studienzeit von 1817 bis 1819 in wissenschaftlicher Hinsicht äußerst negativ bewertete und der Universität ein vernichtendes Zeugnis ausstellte.¹²

Neben der oft postulierten „*borussisch-kleindeutsch-kulturprotestantische[n] Hagiographie*“¹³ ist die Ausrichtung der genannten Universitätsgeschichtsforscher Eulenburg, Horn und Paulsen wohl auch in bestimmten zeitgebundenen universitätspolitischen Absichten zu sehen. Die Polemik gegen die frühneuzeitlichen *Landesuniversitäten* konnte nämlich als Vehikel für die Forderung nach ‚Reformen‘ bzw. Abschaffung von – noch um 1900 scharf diskutierten – Relikten dieser alten Universitätsstrukturen, wie etwa der *Promotion in absentia*, dienen.¹⁴ So dürfte z. B. die Studie von Ewald Horn zur Geschichte der gebührenpflichtigen Kollegien legitimierende Intentionen bezüglich der preußischen Reform der universitären Besoldungsordnung gehabt haben.¹⁵ Auch

12 So meinte von Mohl, die Universität Tübingen habe meist unfähige und altersschwache Lehrkräfte sowie eine dürftige wissenschaftliche Ausstattung gehabt. Überhaupt habe an der Hochschule ein bornierter und zugleich absurd hochmütiger Geist geherrscht, der nicht zuletzt auf ihre Rolle als *Landesuniversität* zurückzuführen gewesen sei, denn die „*Hauptsache aber war, daß es dem beschränkten aber zähen Lokalpatriotismus und den schwäbischen Gewohnheiten in dieser klassisch-württembergischen Atmosphäre wohl war*“; die Universität sei eine „*verknöcherte Anstalt*“ gewesen, auswärtige Gelehrte hätten „*für Abenteurer, für norddeutsche Windbeutel*“ gegolten, der Botanische Garten sei ein „*Hausgärtchen von einigen Quadratklastern mit einer kleinen Bretterhütte als Gewächshaus*“ gewesen. Auch die Philosophische Fakultät wurde durch von Mohl insgesamt negativ eingeschätzt, denn „*die eigentlich philosophischen Fächer waren über alle Maßen schlecht besetzt*“. Glänzend hob sich dagegen im Vergleich zu Tübingen das darauf folgende Studium in Heidelberg ab, denn so „*elend im ganzen der Unterricht, wenigstens in der Rechtswissenschaft, dort bestellt, war, so glänzend war er hier*“, cf. insgesamt VON MOHL 1902, S. 85–105 (Zitate S. 85f., 86, 91, 105). Die genannten Kritikpunkte lassen sich offensichtlich auch als negative Einschätzung der vormodernen Universität lesen, insofern eben Tübingen als auf diesem ‚antiquierten‘ Stand verharrend dargestellt wurde. Eine Parallele zu von Mohl ist etwa die äußerst scharfe Kritik an den Zuständen der Tübinger Universität im Dreißigjährigen Krieg, die 1832 der damalige Universitätskanzler Johann Heinrich Ferdinand von Autenrieth in einer akademischen Rede vorbrachte: VON AUTENRIETH 1832. Als Beleg führte er unter anderem ‚unwissenschaftliche‘ Gutachten der Medizinischen Fakultät an, die sich mit der Rolle des Teufels bei einer Totgeburt befassten; zugleich wetterte von Autenrieth gegen die seiner Meinung nach für Württemberg verheerende Einmischung der Theologen in die landesherrliche Politik und meinte insgesamt: „*Danken wir der Vorsehung, daß unser Leben in aufgeklärtere, also bessere Zeiten Deutschlands gefallen ist*“ (VON AUTENRIETH 1832, S. 34). Typisch für beide Kritiken – und damit für die Kritiken des 19. Jahrhunderts generell – ist nicht nur eine erkennbare Prägung durch die politischen Konflikte ihrer eigenen Zeit, sondern vor allem die nahezu völlige Verständnislosigkeit gegenüber den andersartigen Bedingungen des vormodernen Universitätswesens.

13 ASCHE 2012, S. 186.

14 Cf. dazu RASCHE 2007B.

Horns spätere Studie zu den *Privatdozenten* weist offenkundig zeitaktuelle Bezüge auf.¹⁶ Friedrich Paulsen wiederum gehörte zum Netzwerk des Ministerialdirektors im preußischen Kultusministerium Friedrich Althoff.¹⁷

Die ebenfalls im späten 19. Jahrhundert – mit einer ähnlichen Intention der ‚Selbstvergewisserung‘, wenn auch vor anderem Hintergrund – einen Aufschwung erlebende katholische Universitätshistoriographie ist in ihren Inhalten und Auswirkungen weit weniger untersucht.¹⁸ Dabei hat die tendenziell noch schlechtere Einschätzung der frühneuzeitlichen katholischen Universitäten im Vergleich zu ihren protestantischen Pendanten durch die genannten, vornehmlich protestantischen Universitätshistoriographen sogar in der Geschichtsschreibung an diesen Universitäten selbst fortgewirkt.¹⁹ Auch diese Abwertung des katholischen Bildungs- und Universitätswesens hat – wie die Kritik auf protestantischer Seite – ihre Ursprünge schon im 18. Jahrhundert.²⁰

15 So RASCHE 2005B, S. 147, Anm. 63; cf. instruktiv HORN 1897, S. V–VI: *„Man ist heute in Preussen darauf aus, die Gehaltsverhältnisse der Universitätslehrer zu ordnen. Dabei bereiten die sogenannten Kollegienhonorare ob ihres schwankenden und unklaren Charakters Schwierigkeiten. Schwankend sind ihre Erträge, unklar ist ihre rechtliche Auffassung. Der erstgenannte Übelstand ist zu beseitigen mit den Honoraren selbst; wäre dies möglich, so möchte der andere auf sich beruhen bleiben. Aber man kann die Honorare nur beseitigen oder in eine andere Form von Studiengebühren verwandeln, wenn man sich klar geworden ist über ihren geschichtlich-rechtlichen Charakter. [...] Der Staat, der mit Reformen vorangehen müsste, ist natürlich Preussen. Preussen hat die meisten Universitäten, hat den historischen Beruf dazu und auch die historische – Pflicht“*. Cf. auch insgesamt die Einleitung ebd., S. V–IX, die die gebührenpflichtigen Privatvorlesungen zu einer historisch jungen und situationsbedingten Erscheinung des 18. Jahrhunderts zu erklären versucht – und deren Abschaffung daher kaum verhohlen gefordert wird.

16 Cf. instruktiv HORN 1901, S. 66–69.

17 Cf. VOM BROCKE 2012, S. 63 f., 88 f. (mit weiteren Literaturverweisen); DERS. 2010.

18 Cf. ASCHE/GERBER 2008, S. 167 f.

19 Cf. das Urteil bei ZEEDEN 1957 über die Universität Freiburg bis ins späte 18. Jahrhundert: *„konservativ, unbedeutend, provinziell; hervorragend auf ihre Privilegien bedacht und eine eifersüchtige Hüterin derselben – alles in allem ein Stück noch lebendigen Mittelalters, mit mancherlei barockem Gewand überkleidet.“* (ebd., S. 13f.; cf. auch die zahlreichen Zitationen von PAULSEN 1885 in Zeedens Abhandlung, etwa ebd., S. 13, 16). Allerdings hat in jüngerer Zeit Peter Hersche diese negative Beurteilung des katholischen Universitätswesens erneut bekräftigt, cf. exemplarisch HERSCHE 2011. Sein Argument stützt sich jedoch keinesfalls auf ältere konfessionelle Polemik, sondern beruht auf der Betonung der unterschiedlichen frühneuzeitlichen Konfessionskulturen: Die protestantische sei auf Wort und Schrift ausgerichtet gewesen, die katholische dagegen stark auf Musik und Kunst – dies habe, ungeachtet regionaler Besonderheiten, generell zur einer Marginalisierung der Universitäten im katholischen Bereich geführt.

20 Cf. die Beurteilung aus einem Mainzer Gutachten von ca. 1773: *„Ein Reisender in Deutschland wird die Grenze der Katholiken und Protestanten in Ansehung der Dummheit und Unwissenheit der Einwohner ohne weitere Nachfrage leicht unterscheiden können.“* (zitiert nach MATHY 1977, S. 145).

Die negative Bewertung der vormodernen Universitäten im 19. Jahrhundert findet außerdem eine Parallele in der lange Zeit ebenfalls abwertenden Einschätzung oder schlicht Ignorierung vormoderner (Natur-)Wissenschaft, ob universitär oder außeruniversitär.²¹

Die Universitätsgeschichtsforschung der letzten drei Jahrzehnte hat sich indes von diesen – nunmehr selbst als ‚erstarrt‘ gewerteten – Urteilen gründlich gelöst,²² wobei unabhängig davon die in den Jahrzehnten um 1900 geleistete Grundlagenforschung bis heute eine noch immer unersetzliche Basis bildet.²³ Die Expansion universitätshistorischer Forschung in jüngerer Zeit bildet sich institutionell vor allem in der Etablierung der fachspezifischen Periodika *History of Universities* (seit den 1980er Jahren) und *Jahrbuch für Universitätsgeschichte* (JbUG; seit Ende der 1990er Jahre) sowie der Gründung der im deutschsprachigen Universitätsraum verankerten *Gesellschaft für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte* (GUW) mit einer zugehörigen Publikationsreihe, den *Veröffentlichungen der Gesellschaft für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte* (VGUW), ab. Neben diesen übergreifenden Medien der Universitätsgeschichte existieren weiterhin für viele Universitäten eigene universitätshistorische Reihen, deren Entstehung öfters im Zusammenhang mit Universitätsjubiläen steht.²⁴

21 Cf. exemplarisch OLSON 2003, S. 461 f.; DÖRING 2009, S. 185 f. Mittlerweile jedoch findet der (Natur-)Wissenschaftsbetrieb an den frühneuzeitlichen Universitäten rege Aufmerksamkeit, cf. exemplarisch den Sammelband von FEINGOLD/NAVARRO-BROTONS 2006, sowie die Hinweise bei WIESENFELDT 2002, S. 337 f.

22 Als wirkmächtiger Impuls in dieser Hinsicht ist nach wie vor Peter Moraws Aufsatz von 1982 zu sehen: MORAW 1982. Seine Kritik an der unberechtigten Rückprojektion moderner universitärer Strukturen, der Vernachlässigung der wissenschaftsgeschichtlichen und umweltbezogenen „*Dimension*“ der Universitätsgeschichte sowie der unzureichenden Erforschung der Personen- und Sozialgeschichte (ebd., bes. S. 2 f., 4 f., 13 f.) hat jedenfalls im Verlauf der folgenden Forschungsaktivitäten zur ‚vormodernen‘ Universität deutlichen Niederschlag gefunden. Schon zuvor wurde von Charles McClelland ein dezidiert auf den sozialen und staatlichen Kontext abhebender Versuch einer Gesamtdarstellung des Universitätswesens in ‚Deutschland‘ zwischen 1700 und 1914 vorgelegt: MCCLELLAND 1980, cf. bes. die einleitenden Bemerkungen auf S. 4–9. McClelland erklärte zudem sowohl seinen eigenen sozialhistorischen Ansatz wie auch die in dieser Zeit expandierende Universitätsgeschichtsforschung wesentlich aus der immer rasanter wachsenden Bedeutung der Universitäten für moderne Gesellschaften, cf. ebd., S. VIII f., 2 f. und öfter. In wissenschaftsgeschichtlicher Perspektive ebenso bedeutsam, aber weit weniger rezipiert als die vorigen ist EVANS 1981, der unter Auswertung von *Alten Dissertationen* gegen die Behauptung der wissenschaftlichen ‚Erstarrung‘ der Universitäten des 17. Jahrhunderts wie auch eines durch die Gründung Halles 1694 markierten ‚Bruchs‘ in der Universitätsgeschichte des Alten Reiches anging.

23 Dies gilt insbesondere für: ERMAN/HORN 1904/05 und EULENBURG 1904.

24 Beispiele: Tübingen: Contubernium, als *Beiträge zur Geschichte der Eberhard-Karls-Universität Tübingen* von 1971 bis 1988 (Bd. 36), seit 1993 (Bd. 37) als *Tübinger Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte*; Freiburg: *Beiträge zur Freiburger*

Die zwischen 1993 und 2005 publizierten Synthesen zur deutschen und europäischen Universitätsgeschichte²⁵ sind inzwischen durch die vielfältigen Forschungsaktivitäten in vielen Bereichen schon wieder erheblich ergänzt oder gar teilweise überholt worden. Bezogen auf die frühneuzeitliche Universitätsgeschichte, lässt sich diese Vielfalt auch an der hohen Dichte von Forschungsberichten der letzten Jahre ablesen.²⁶

[!] *Wissenschafts- und Universitätsgeschichte* von 1952 bis 1976, seit 1974 als *Freiburger Beiträge* [!] zur *Wissenschafts- und Universitätsgeschichte*; Göttingen: *Göttinger Universitätschriften* (speziell Göttinger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte behandelt Serie A, erschienen 1987 bis 1996); Greifswald: *Beiträge zur Geschichte der Universität Greifswald* (seit 2000); Jena: *Quellen und Beiträge zur Geschichte der Universität Jena* (seit 1998); Leipzig: *Leipziger Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte* (unterteilt in Reihe A für umfangreichere Monographien und Sammelbände, erschienen seit 2002, und Reihe B für kleinere Abhandlungen, erschienen seit 2003); Mainz: *Beiträge zur Geschichte der Universität Mainz*, von 1955 bis 1992; Rostock: *Beiträge zur Geschichte der Universität Rostock* (seit 1981). Die an den Jubiläen der einzelnen Hochschulen ausgerichteten typischen Konjunkturen der Universitätsgeschichtsschreibung sind in der Forschung schon vielfach thematisiert und reflektiert worden, cf. exemplarisch HAMMERSTEIN 1983, bes. S. 603–606 und öfter; MÜLLER 1998; BLECHER/WIEMERS 2004; generell zur universitären Jubiläumskultur – an deren Entstehung die Tübinger Feierlichkeiten von 1578 [!] als erstes öffentlich begangenes Universitätsjubiläum im Alten Reich maßgeblichen Anteil hatten – MÜLLER 1998, cf. dort auch die Hinweise zur jubiläumsbegleitenden Kulturproduktion (Festschriften, Visualisierungen, Bautätigkeit); weiter BECKER 2008, bes. S. 77–92. Insbesondere Professoren- und Lehrkörperlexika verdanken ihre Entstehung meist derartigen Anlässen, selbst wenn diese Verzeichnisse nicht als „*Personalbiographische Hagiographie*“ intendiert sind, cf. dazu insgesamt MORGENSTERN 2012B, S. 441–450 (Zitat S. 450), 455–457; DERS. 2010. Die Jubiläumsorientierung ist selbstverständlich weder allein auf die Universitätsgeschichtsschreibung im Allgemeinen (cf. dazu MÜLLER 2004) noch auf deren deutschsprachige Variante im Speziellen beschränkt, cf. etwa für das Russland im 19. Jahrhundert MAURER 1998, S. 6f. mit Anm. 23 und 24. Eingedenk der erwähnten Hochphasen der Universitätshistoriographie an der Wende vom 18. zum 19. und vom 19. zum 20. Jahrhundert, ließe sich – ohne damit vorab etwas über die Qualität der betreffenden Arbeiten aussagen zu wollen – überspitzt formulieren: Ein Großteil der Universitätsgeschichtsschreibung oszilliert zwischen den Extremen ‚Hagiographie‘ und ‚Krisendiskurs‘.

25 RÜEGG 1993B; DERS. 1996; DERS. 2004; HAMMERSTEIN 1996; HAMMERSTEIN/HERRMANN 2005.

26 HAMMERSTEIN 2013 (zu den im Rahmen von Jubiläen entstandenen Gesamtgeschichten der Universitäten Leipzig und Berlin, mit einigen allgemeinen Bemerkungen zur Universitätsgeschichtsforschung auf S. 103–105); ASCHE/GERBER 2008 (zum Aufschwung der Universitätsgeschichte seit den 1980er Jahren und dessen Merkmalen cf. S. 178ff.); FÜSSEL 2007D; EHRENPREIS 2003; HAMMERSTEIN 2003, bes. S. 55ff.; STICKLER 2001; MÜLLER 2000; auch SCHINDLING 1999, bes. S. 49ff., sowie die älteren Überblicke auf-führend RASCHE 1999, S. 45–48, mit Anm. 2 bis 6; weniger universitätsspezifisch ist NEUGEBAUER 1995. Für das 19. Jahrhundert zuletzt PALETSCHEK 2011 (zu Entwicklung und Stand der Universitätsgeschichtsforschung bes. S. 169–172; allerdings erscheint Pa-

Zu den längst etablierten sozialgeschichtlichen Fragestellungen haben sich in den letzten Jahren – mit neuen methodischen Konzepten – kultur- und alltagsgeschichtliche Themen²⁷ gesellt; dass es freilich selbst bei ‚klassischen‘ Themen wie der Institutionengeschichte der Universitäten noch viele ‚weiße Flecken‘ gibt und hier unter veränderter Betrachtungsweise wichtige Erkenntnisse zu den Funktionsweisen der Universitäten im Inneren zu gewinnen wären, ist erst kürzlich wieder betont worden.²⁸ Methodisch lässt sich jedenfalls eine Isolierung der Universitätsgeschichtsforschung von benachbarten Disziplinen sicherlich nicht mehr behaupten, haben doch *cultural turn* wie auch *spatial turn* in Form der Konzepte *Kulturtransfer* und *Bildungslandschaften* hier ihren abgewandelten Niederschlag gefunden.²⁹ Trotz aller methodischen Erweiterungen und Wissenszuwächse bleibt Universitätsgeschichtsforschung in gewissem Sinne ein prekäres Feld, denn die Verhältnisse an der real existierenden Universität der modernen Welt wirken – jenseits der älteren Verdikte – fast unvermeidbar prädisponierend auf die Untersuchung der vormodernen Institution.³⁰

Ein wichtiges Ergebnis der skizzierten Forschungsaktivitäten besteht unter anderem auch darin, dass – neben dem Topos von den ‚erstarrten‘ Universitäten der Frühen Neuzeit – die bis in die jüngste Vergangenheit als gesichert geltende universitätshistorische Zäsur ‚um 1800‘ inzwischen neu überdacht wird.³¹

letscheks These, Mittelalter und Frühe Neuzeit seien besser erforscht als das 19. und 20. Jahrhundert, aus der Perspektive des Frühneuzeithistorikers eher zweifelhaft und kann allenfalls für Tübingen Gültigkeit beanspruchen). Instruktive Abrisse zur Forschungssituation bieten auch RASCHE 2011A, S. 14–19, sowie SCHINDLING 2009. Die Beiträge in Ulrich Rasches Quellenübersicht zur frühneuzeitlichen Universitätsgeschichte (RASCHE 2011B) enthalten auch Überblicke zur Forschungssituation in verschiedenen Teilbereichen, cf. insbesondere SIEBE 2011 und allgemein die jeweiligen Literaturverzeichnisse. Einzelverweise im Folgenden nur, sofern die Literatur nicht schon in den genannten Forschungsberichten erwähnt wird. Zu den Konjunkturen der Universitätshistoriographie cf. instruktiv nochmals MÜLLER 1998, bes. S. 91ff.

27 Aus der reichhaltigen Literatur sei nur genannt KRUG-RICHTER/MOHRMANN 2009; sowie zuletzt BERNHARDT u. a. 2013. Dass die Kulturgeschichte der Universität (insbesondere der Studenten) ebenfalls schon im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert – wenn auch unter anderen methodischen Vorzeichen – eine Blütephase erlebte, kann hier nur angedeutet werden, cf. dazu besonders GERBER 2009.

28 RASCHE 2011C, S. 150–157 (mit knappem Forschungsbericht zur Institutionengeschichte sowie energischem Plädoyer für die Übernahme von Methoden aus der neueren Rechtsgeschichte und der *Policeyforschung*).

29 Zuletzt zum Konzept der *Bildungslandschaften*: RUTZ 2010; sowie (mit anderer Konzeption) TÖPFER 2009; ASCH 2008B; Begriff und Methode angewendet schon bei SCHINDLING 1999, S. 3–44. Cf. auch insgesamt bei NORTH 2009 die Beiträge von Michael North, Peter Burke und Wolfgang Schmale zu den methodischen Problemen des Konzepts *Kulturtransfer*. Auf die älteren, aber zwischenzeitlich vergessenen Raumkonzepte innerhalb der Geschichtswissenschaft weist ZWIERLEIN 2009, bes. S. 45–48, hin.

30 Cf. dazu FRIJHOFF 2005, 158 ff.; zu den fortbestehenden, oft unbewussten Vorprägungen in der Universitätsgeschichtsforschung cf. ebd., S. 162 ff.; cf. auch FÜSSEL 2010A, S. 72 f.

In mancher Hinsicht handelt es sich dabei um einen Teildiskurs der generellen – und keinesfalls neuen – Debatte um Sinn oder Unsinn historischer Periodisierungen und Epochenbegriffe wie *Moderne*, *Vormoderne*, *Frühe Neuzeit*, *Mittelalter* oder *Alteuropa*.³² Nun hatte etwa auch schon Peter Moraw in seiner Einteilung in „klassische“ (= 19. Jahrhundert) und „vorklassische“ Universität keineswegs die langanhaltenden Kontinuitäten – die bei einer übermäßigen Kontrastierung in Vergessenheit zu geraten drohen – über die genannte Epochen-schwelle hinaus missachtet;³³ doch war er noch von einer zentralen impulsgebenden Rolle der Berliner Universität für das 19. Jahrhundert und einem entsprechenden ‚Bruch‘ um 1800 ausgegangen.³⁴ Die Wirkmächtigkeit des Modells der klassischen Berliner Universität und die damit in Zusammenhang stehende Vorstellung von ‚Humboldtschen Reformen‘ ist freilich von manchen der über das 19. Jahrhundert arbeitenden Universitätshistoriker stark in Zweifel gezogen worden.³⁵ Neben dem Fortwirken vormoderner Muster im Berufungswesen weit

31 Wie stark die traditionellen Narrative sogar über den deutschen Sprachraum hinaus gewirkt haben belegt etwa ein Blick in die *Cambridge History of Science*, cf. PORTER 2003A, S. 8: „Although some educational foundations [...] had given a modicum of encouragement to scientific and medical studies, the natural sciences could never become dominant in the traditional university system, whose rationale lay in training the clergy, a goal later supplemented by the aim of educating gentlemen or civil servants. In any case, by the 1800s universities were generally stagnating, although, of course, thanks to Humboldtian reforms [!], they were to enjoy a surprising nineteenth-century resurrection“.

32 Cf. zuletzt etwa JASER/LOTZ-HEUMANN/POHLIG 2012, bes. S. 15–19, sowie die weiteren Beiträge in diesem Band.

33 Cf. etwa MORAW 1982, S. 8, 18–21, 25–27, 43. Moraw hat auch die innere Einheitlichkeit der von ihm skizzierten Perioden relativiert und die Ungleichzeitigkeiten in den von ihm benannten „Dimensionen“ betont; eine „hochklassische“ Kernphase setzte er überhaupt nur zwischen 1870 und 1933 an.

34 Paradigmatisch ebd., S. 14, 18 f. und öfters.

35 Exemplarisch PALETSCHEK 2001A; DIES. 2001B (im selben Band auch weitere Aufsätze zu dieser Thematik); zuletzt auch DIES. 2010, hier bes. S. 29–31. Cf. allgemein die Beiträge in ASH 1999. Paletscheks Hypothesen zur übertriebenen Einschätzung der Berliner Universität und des „Mythos Humboldt“ bilden quasi das Pendant zur oben zitierten Kritik der Tübinger Frühneuzeithistoriker Asche und Schindling an der ‚Abwertung‘ der frühneuzeitlichen Universitäten durch die ‚preußisch-protestantische‘ Historiographie, cf. nochmals ASCHKE 2012, S. 185–191; SCHINDLING 2009, S. 3f. und 17f.; DERS. 1999, S. 50. Auch Peter Moraw hat unter dem Eindruck neuer Forschungen die Bedeutung der Phänomene *Berlin* und *Humboldt* später relativiert, cf. etwa MORAW 2008C, S. 363. Die vermeintlich epochale Bedeutung der preußischen Universitätsreformen um 1809/10 ebenfalls relativierend sowie die ‚Krise‘ der Universitäten um 1800 vor dem Hintergrund der allgemein- und universitätspolitischen Situation kontextualisierend SCHUBRING 1991, S. 276–278, 302ff. und öfter, sowie MCCLELLAND 1988, S. 35f., 62f. und öfter, wobei letzterer allerdings grundsätzlich an der Vorstellung eines ‚Bruchs‘ der Universitätsentwicklung im deutschsprachigen Raum vor und nach der Zeit von 1789 bis 1815 festhält, cf. ebd., S. 28ff. Ganz typisch für die ältere Forschung war in dieser Hinsicht noch McClell-

ins 19. Jahrhundert hinein³⁶ lassen sich auch aus der Perspektive des 18. Jahrhunderts derartige Kontinuitäten feststellen – so etwa im Falle des Promotionswesens: Das bereits genannte Institut der *Promotion in absentia*, welches in einer merkwürdigen und sich wechselseitig verstärkenden Mischung aus ökonomischer Rationalisierung – und also ‚Modernisierung‘ – und gleichzeitig immer stärkerer Gegensätzlichkeit zum modernen ‚Leistungsgedanken‘ verharnte, konnte trotz langanhaltender Polemik erst im frühen 20. Jahrhundert endgültig beseitigt werden.³⁷

Neuere kulturgeschichtlichen Arbeiten betonen zwar die Andersartigkeit des Sozialverhaltens und Selbstverständnisses des vormodernen Gelehrtentums, doch wirkten deren Elemente teilweise auch nach 1800 in neuen Funktionen und Bedeutungen fort – wobei der Wandel der innergesellschaftlichen Position der Universitätslehrer und ihrer Symbole schon im 18. Jahrhundert einsetzte.³⁸ Obwohl es zweifellos massive Umbrüche um 1800 gegeben hat – erwähnt sei nur das beinahe sprichwörtliche „große Universitätssterben“³⁹ –, könnte in mancher Hinsicht die Universität des 19. Jahrhunderts nur als modernisierte Variante der vormodernen Universität betrachtet werden.⁴⁰ Vormoderner universitärer Tra-

lands Leitfrage in seiner Gesamtdarstellung des ‚deutschen‘ Universitätswesens im Zeitraum 1700 bis 1914: „*How did political and social forces condition the change of the German university system from its nearly moribund state in 1700 to its pinnacle in 1914?*“ (McCLELLAND 1980, S. 9f.), obschon er durchaus die Kontinuitäten zwischen dem Universitätswesen des späten 18. und des frühen 19. Jahrhunderts betonte (cf. exemplarisch ebd., S. 58ff., 97f.). Jüngst ist allerdings die Kritik Paletscheks und anderer Forscher am (angeblichen) „Mythos“ eines überragenden Einflusses der ‚Humboldtschen Ideen‘ auf das deutsche Universitätswesen im 19. Jahrhundert selbst wiederum kritisiert worden, nicht zuletzt im Hinblick auf die kontroversen wissenschaftspolitischen Debatten um 1800 betreffend die Neuorganisation von ‚Forschung‘ und ‚Lehre‘, cf. EICHLER 2012. Von der zur Erklärung des ‚Erfolges‘ der deutschen Universitäten im 19. Jahrhundert unzureichenden alleinigen Sicht auf die preußischen Universitätsreformen ist schon COBB 1980 abgewichen. Dass sinnstiftende Traditionsbildung – selbst wenn sie aus späterer Perspektive des Historikers fehlerhaft sein mag – für das Funktionieren der Institution Universität elementar sein kann, hat schon Moraw betont: MORAW 1982, S. 7.

36 Cf. etwa BAUMGARTEN 1988; PALETSCHEK 2001A.

37 RASCHE 2007B, bes. die Zusammenfassung S. 344–351; cf. auch DERS. 2007A.

38 FÜSSEL 2010A, bes. S. 71f.; DERS. 2009, S. 230f.; DERS. 2006A, S. 433–435; DERS. 2006B, S. 19, 31–33; cf. auch ALGAZI 2007, S. 114f. und öfter.

39 ASCHÉ 2011A; auch WEISS 2010. Ein laufendes Dissertationsprojekt an der Universität Freiburg befasst sich in komparatistischem Zugriff mit den Umbrüchen der Universitätslandschaft um 1800: Sandra HAAS, Das Phänomen des „Universitätssterbens“ um 1800. Krise und Restrukturierung der deutschen Universitätslandschaft (ca. 1798–1820) (<http://guw-online.net/projekte/dissertationsprojekte/3/> [Stand: 21. 01. 2013]).

40 So pointiert RASCHE 2011A, S. 18f., unter Verweis auf EVANS 1981, der in der Tat bereits die Vorstellung großer ‚Brüche‘ in der neuzeitlichen Universitätsgeschichte des heutigen Deutschland angezweifelt hat, cf. EVANS 1981, S. 169, 182. Auch von BÖDEKER 1990,

ditionalismus ist wohl weniger in grundsätzlicher Unfähigkeit der Universitätsgelehrten als vielmehr in schwer zu verändernden sozioökonomischen Bedingungen zu suchen; deren Durchbrechung gelang erst durch die gesteigerten staatlichen Machtmittel im 19. Jahrhundert.⁴¹ Wie auch immer dieser Sachverhalt zu bewerten ist, für die Universitätsgeschichtsforschung zur Frühen Neuzeit ergibt sich damit die Möglichkeit, ihr Forschungsobjekt nicht (nur) vor der Folie der ‚modernen‘ Universität zu betrachten, egal ob in negativer oder positiver Hinsicht.⁴²

Welchen Zweck aber hat vor dem skizzierten Stand der Universitätsgeschichtsschreibung eine Untersuchung zum Lehrkörper der Tübinger Philosophischen Fakultät im späten 17. und frühen 18. Jahrhundert?⁴³ Auf der einfachsten Ebene könnte man argumentieren: Es gibt bisher noch keine solche Untersuchung, und generell sind Studien zu frühneuzeitlichen Philosophischen Fakultäten nicht gerade üppig gestreut.⁴⁴ Obschon dies tatsächlich zutrifft, soll in vorliegender Studie keine klassische, umfassende Fakultätsgeschichte – deren weiterhin gegebene Relevanz unbestritten bleibt – geboten werden. Vielmehr wird versucht, anhand des Lehrpersonals philosophischer Fächer, deren Umfang noch zu definieren sein wird, einige sozial-, institutionen- und kulturgeschichtliche Aspekte des frühneuzeitlichen Universitätswesens am Beispiel Tübingens zu erkunden.⁴⁵ Die Philosophische Fakultät ist für diese Zwecke als Untersuchungsgegenstand recht günstig, weil sie – wie im Folgenden zu zeigen sein wird – in besonderer Weise Durchlässigkeiten und fehlende institutionelle Verfestigungen aufwies. Dies betrifft etwa solche Elemente wie die Lehrgegenstände, den Status des

S. 33f., wurde im Hinblick auf die interne Ausdifferenzierung der Philosophischen Fakultät eher ein langfristiger Wandlungsprozess vom 18. zum 19. Jahrhundert postuliert.

41 Cf. etwa RASCHE 2007A, S. 16f., 27–29, 31f; cf. auch DERS. 2007C. Ähnlich schon MORAW 1982, S. 37–39.

42 FÜSSEL 2010A, S. 72f.; DERS. 2006A, S. 7 und öfters.

43 Angemerkt sei bereits an dieser Stelle, dass vorliegende Studie ursprünglich als Teil des Projekts „Tübinger Professorenkatalog“ konzipiert war, in welchem der Verfasser eben den Lehrkörper der Philosophischen Fakultät innerhalb des im Projekt festgelegten Zeitraumes bearbeiten sollte. Seit dem Tod des Hauptverantwortlichen, Prof. Dr. Sönke Lorenz, im August 2012 ist der weitere Fortgang des „Tübinger Professorenkatalogs“ jedoch ungewiss, sodass vorliegender Studie momentan der Anschluss an die vorherigen und nachfolgenden Prosopographien und Untersuchungen zum Tübinger Lehrkörper fehlt.

44 Zur Forschungslage cf. Abschnitt II.2.1., hier auch den kurzen Überblick am Schluss zu den existierenden Untersuchungen zu frühneuzeitlichen Philosophischen Fakultäten. Freilich gehören etwa Studien zu Medizinischen Fakultäten in der Frühen Neuzeit mindestens ebenso sehr zu den Desideraten wie solche zu den Philosophischen Fakultäten.

45 Eine ähnliche personenzentrierte Methode zur Untersuchung der Funktionsweisen der Tübinger Studienstiftung *Stipendium Martinianum* hat zuletzt EMBERGER 2013 angewendet, cf. zur Vorgehensweise bes. ebd., S. 35–38.

Lehrpersonals oder die Beziehungen zu den oberen Fakultäten.⁴⁶ Natürlich sind dies alles keine Alleinstellungsmerkmale der Philosophischen Fakultät, wenn gleich diese Faktoren dort vermutlich in ausgeprägterer Weise als bei den oberen Fakultäten auftraten. Eventuell lassen sich aber auf diese Weise Erkenntnisse über die Funktionsweisen und Existenzbedingungen der frühneuzeitlichen Universität insgesamt gewinnen.⁴⁷

II. UNTERSUCHUNGSGEGENSTAND: ZIELE, METHODEN, ABGRENZUNG

II.1. Gegenstand und Ziel der Untersuchung

Die vorliegende Untersuchung verfolgt vier wesentliche Ziele:

- 1.) die Erfassung aller Lehrkräfte der Philosophischen Fakultät, die an der Universität Tübingen im Zeitraum zwischen 1652 und 1752 tätig waren, sowie der in deren Umkreis gehörigen Fächer (Prosopographischer Anhang);⁴⁸
- 2.) eine Erörterung über die Rahmenbedingungen, welche die Gestaltung von Fakultät und Lehrkörper bestimmten, sowie über die Quellengrundlage der Untersuchung (Teil A);
- 3.) daran anschließend eine kollektivbiographische Auswertung der erfassten Personen unter bestimmten Gesichtspunkten, zuzüglich eines Vergleichs mit anderen Universitäten (Teil B);
- 4.) unter Verbindung der Punkte 2.) und 3.) sollen einige Aussagen über die Funktionsweisen der Philosophischen Fakultät im Speziellen wie auch der Universität der Frühen Neuzeit im Allgemeinen getroffen werden (Teil C).

46 Cf. dazu vor allem Teil A, Abschnitte III.3. und III.4., sowie die Typologie der Lehrkräfte in Abschnitt IV.

47 Zur Forderung nach der Erforschung der Funktionsmechanismen cf. exemplarisch zuletzt – hier im Hinblick auf deren Wechselwirkung mit den institutionellen Strukturen – RASCHE 2011C, S. 156f. und öfter.

48 Es wird im Folgenden grundsätzlich von einer Differenz zwischen verschiedenen Gruppen von Lehrenden einerseits, sowie zwischen verschiedenen Gruppen von Fächern bzw. Disziplinen andererseits ausgegangen. Dies bedeutet, es gab einerseits Lehrende mit Fakultätsmitgliedschaft, die an dieser Fakultät institutionell angesiedelte Fächer vertraten. Andererseits gab es zugleich Lehrende, die nicht Mitglieder der Fakultät waren und Fächer unterrichteten, die keine Professorenstelle an der Fakultät begründeten und dort nicht institutionell verankert waren, aber dennoch aus verschiedenen Gründen dieser Fakultät zuzurechnen sind. Zusätzlich traten auch Überlappungen mit den oberen Fakultäten auf. Zu diesen Themen cf. im Einzelnen bes. Teil A, Abschnitte III. und IV.